Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 11

Artikel: Die Sühne im Feuer
Autor: Ramuz, C.F. / Weckerle, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666015

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Sühne im Feuer

Von C. F. Ramuz. Deutsch von Rudolf Weckerle

Sie denken nicht, wie andere denken, dass das Feuer durch Zufall ausbreche, auch nicht, dass es eine blinde Macht sei; sie denken, dass es viel eher ein Zeichen und eine Offenbarung des Zornes von oben sei und uns als Strafe für unsere Verfehlungen geschickt werde. Sie denken, dass es das eine Mal eine Waffe gegen uns sei, und ein ander Mal eine Warnung, ja, allenfalls dass das Feuer einen sinnvollen Willen kundtue: sehr oft nützen ja die Vorsichtsmassregeln, die man gegen es anwenden kann, nichts, und die Mittel, die man hat, es zu bekämpfen, sind fast immer machtlos. Glaubt man, es sei leicht zu löschen, zeigt es oft stärksten Widerstand, währenddem es ein ander Mal, wenn es den Anschein hat, in voller Kraft zu sein, sogleich nachgibt. So ist alles in seinem Wesen unerklärbar, ausgenommen, man denke an Sühne, an Züchtigung, an diese Idee klammern die Menschen sich und durch diese Deutung, so scheint es, sei nun alles zu erklären, denn da ist ja niemand unter uns, der in seinem Leben nicht irgend eine Sünde oder ein Verfehlen im Verborgenen trägt.

Emma Mignet und ihr Mann Hans wurden von jedermann geliebt und geachtet, sie waren noch sehr jung und erst seit drei Monaten verheiratet. Es ist wahr: sie wird bald ein Kind haben. Nun, das kommt im Dorfe nicht selten vor, nach der kirchlichen Weihe jedoch, schenkt man der Sache kein Gehör mehr. Man war sehr bestürzt, als bei ihnen das Feuer ausbrach. Ein schönes Haus war es, das einem sehr reichen Mann, namens Simon, gehörte, von welchem es Hans gepachtet hatte. Es war vollständig aus Stein gebaut und war zudem renoviert worden, bevor die Neuverheirateten sich darin eingerichtet hatten. Nichtsdestoweniger griff das Feuer mitten in der Nacht urplötzlich und heftig um sich und allerorten zu gleicher Zeit. Zudem wollte es das Unglück, dass Hans nicht da war; weit droben in den Bergen war er beim Holzmachen und kehrte, wie es dann so Brauch ist, die ganze Woche nicht heim. Das grösste Unglück aber war, dass Emma, die in ihrem Schrecken an das Fenster geeilt war, um Hilfe zu rufen, sich erkältet hatte und am folgenden Tag ein totes Kind gebar. Langezeit war sie am Fenster geblieben, im Hemd, und sie schrie und sie rief, ohne dass jemand sie gehört hätte. Die Aufregung hatte sie zu sehr erschüttert, und bis in das Bett, in das Nachbarsleute sie schliesslich gebracht hatten, folgte ihr das Unglück nach mit seinem hellen Flammenschein, mit dem Krachen der Balken, dem Einstürzen der Mauern. Vergeblich verbarg sie ihren Kopf unter den Decken, es gelang ihr nicht, von allem nichts mehr hören und sehen zu müssen, denn noch nie hat es ein so grosses Feuer im Dorf gehabt, obgleich das Haus nicht sehr gross war und man genug Wasser hatte, denn das Magazin, wo sich die Pumpe befand, war nur wenige Schritte davon entfernt; ja, bis zum Morgen dauerte das Feuer, um sich selber dann auszulöschen, weil es keine Nahrung mehr fand.

Während all dieser Zeit wand sie sich in ihrem Bett, von schweren Schmerzen gepeinigt. In ihrem Fieber stiess sie sinnlose Worte aus, mit ihren weit geöffneten Augen starrte sie vor sich hin, ihre Arme streckte sie gegen jemanden aus, den man nicht sehen konnte. Sie schrie und flehte jemanden an, und man dachte, dass es ihr Mann sei, obwohl er immer noch fort war; sie war nicht mehr bei Bewusstsein. Man versuchte sie zu beruhigen, jedoch vergeblich, und vergeblich auch versuchte man sie an ihrem Sträuben zu hindern, ihre Kräfte hatten sich verdoppelt, je mehr man sie zwang, desto mehr wehrte sie sich. Und während sie so schrie und hin und her redete und ihren Körper wand, kam das Kind, das ohne Leben war.

Es war nur ein kleiner Leichnam, erwärmt nur durch die Verbindung mit dem mütterlichen Körper, und das Kind, sobald es zur Welt gekommen war, erkaltete schon; man hüllte es in ein Tuch ein und legte es hin auf den Tisch. Sie gewahrte nichts und begriff nichts, da glücklicherweise das Fieber nicht nachgelassen hatte. Währenddem man auf die Suche ihres Mannes gegangen war, fuhr sie fort zu irren und sich abzuquälen in ihren Fieberträumen. Noch am selben Abend war er da, sie aber erkannte ihn nicht wieder. Und immer immer rief sie nach ihm und immer flehte sie ihn an, ja, man durfte wohl vermuten, dass es ihm gelte; und er, über sie gebeugt, sagte zu ihr: «Emma, ich bin da!» Es schien aber, als ob sie schon zu weit weg wäre, um ihn zu hören, zu weit weg, schon an einem fremden Ort.

So starb sie dahin. Man trug sie weg, man legte sie in die Erde. Hans schritt hinter dem Sarg. Er ging dieses kurze Stück Weg, das da war zwischen dem Haus und der Kirche, dann stand er vor dem Grab, dann kehrte er allein zu sich heim: und für immer war er allein.

Die Leute aber fragten sich, warum dieses Unglück ihm geschickt wurde; es gelang ihnen jedoch nicht, eine Erklärung zu finden. Es dauerte nicht lange, und die Erklärung wurde von Hans selber gegeben. Eines Tages war er im Gebirge gestürzt, man brachte ihn mit gebrochenen Beinen und mit einem Loch im Kopf; er wusste es, dass nun die Reihe an ihn kam. Er liess darum seinen Bruder rufen; dieser war bedeutend älter als er und hatte ihn zum Teil auferzogen, so dass er ihn fürchtete und ihn achtete.

*

Er hatte nur eine Nachbarin bei sich, die ihn pflegte; er hiess sie nun hinausgehen. Hierauf gab er seinem Bruder ein Zeichen, zu kommen, um sich neben ihn zu setzen, denn er war schon sehr Schwach und er sprach mühsam.

Sein Bruder kam näher und setzte sich zu ihm.

«Ich habe dich bitten lassen, zu mir zu kommen», sagte Hans, «weil ich mit dir zu sprechen habe.»

Er fuhr fort:

«Verzeihe mir, wenn ich ein wenig lang mache, aber ich will, dass zwischen uns nichts verborgen bleibt, jedermann mag mein Vergehen erfahren, das soll meine Strafe sein.»

Er besann sich und mit Mühe kramte er in seinen Erinnerungen; an welchem Ende sollte er nun anfangen? Denn es schien ihm, als ob alle Gedanken auf einmal auf ihn einstürmen wollten.

«Du musst wissen», begann er wieder, «dass ich sehr gelitten habe, und schon dieses Leid ist Strafe gewesen, sie war aber nicht gross genug, und dann ist die andere, noch grössere gekommen, was ist diese aber im Vergleich mit den unaufhörlichen Qualen? So will ich mich zuerst vor dir, meinem älteren Bruder, bekennen; du weisst, dass ich dich liebe. Dann wirst du den Herrn Prior kommen lassen, und ich werde ihm nochmals beichten, damit er mich von dieser Sünde losspreche.

Allmählich waren ihm die Kräfte wieder gekommen. Man sagt ja, dass uns genau so viele zugemessen werden, wie wir ihrer bedürfen, und man sah wohl, dass er vieler Kräfte bedurfte. Er nahm das Wort wieder:

«War es ein böser Geist, der mich in Versuchung führte? Denn, wie es mir wenigstens schien, war ich selber nicht böse, als er aber gekommen war und mir von der Sache gesprochen hat, habe ich nicht lange gezögert. Er ist in der Gestalt Simons zu mir gekommen, eines Tages, als ich auf meinem Felde war, und Simon hat mir gesagt: ‚Wenn du willst, könnten wir schon einig werden, denn ich sehe, dass du der Emma nachläufst.' Ich habe den Kopf gesenkt, weil er wahr gesprochen hatte; aber noch verstand ich nicht, wo hinaus er wollte, denn, wahrlich, er ist ein schlauer Mann; lange hält er in seiner Hand verborgen, was er einem zu bieten hat, und er hat mir seine geschlossene Hand hingestreckt mit etwas darin, das ich nicht erriet, und er lächelte seltsam. Er hat mir gesagt: ‚Würdest du sie heiraten?' ‚Natürlich', habe ich ihm gesagt, ‚wenn sie nur wollte, sie schaut nicht darnach aus, sie läuft davon, wenn sie mich sieht.' Er gab mir zur Antwort: ‚Hab' keine Angst, sie wird nicht stets davonlaufen. Das wird eine gute Frau geben.' — ‚Gewiss', habe ich ihm gesagt, ‚das wird eine gute Frau geben.' — Dann hat er mir gesagt: ‚Gut, so könnten wir über die Sache reden ...'»

«Hörst du mir zu?»

Und sein Bruder, der neben dem Bette sass und der schon Grau in seinem Bart hatte, bedeutete ihm, dass er zuhöre, und in der Tat, er rührte sich nicht, wie er so nach vorn gebeugt auf seinem Stuhle sass, den Blick an den Boden geheftet, die Ellbogen auf die Knie gestützt.

Hans nahm das Wort wieder: «Und wir haben geredet. Und von dem, was er mir gesagt hat, habe ich nichts vergessen, nicht einen Satz, nicht ein Wort, ich erinnere mich daran, wie wenn es eben jetzt gesprochen worden wäre, genau in der selben Reihenfolge wie damals. Simon hat mir gesagt: ‚Wir könnten uns setzen.' Und wir haben uns beide, einer neben dem andern, auf den Rand der Böschung gesetzt. Er sass zu meiner Rechten und war eben daran seine Pfeife zu stopfen, er sah mich nicht an, er sah auf seine Pfeife. Zuerst hat er mir gesagt: ‚Du weisst, dass ich Geld habe.' Das wusste ich wohl, daran mangelte es ihm nicht. Hierauf hat er mir gesagt: ‚Du weisst, dass ich verheiratet bin.' Wie hätte ich das nicht wissen sollen? ‚Nun, die Sache ist so ...' hat er mir gesagt. Und er schwieg, als ob er zögern würde. Immer zuwartend, versuchte ich zu erraten, auf was er denn hinauswollte; ich konnte mir jedoch gar nicht vorstellen, was er sagen wollte ... Er

rauchte jetzt seine Pfeife, bald hielt er sie in der Hand, bald hing sie ihm am Munde, öfters aber hielt er sie in der Hand, denn er war nicht so ruhig, wie er hätte scheinen wollen, wusste er doch, was auf dem Spiele stand. ‚Du musst mir zuerst versprechen, dass alles, was ich dir sagen werde, du niemandem wiedersagen wirst, auch, wenn wir nicht einig werden.' Ich habe es ihm versprochen, weil mich die Neugierde stach. ‚Nun', hat er gesagt, ‚Emma ist schwanger und sie ist es von mir.' Jäh hatte ich ihm ins Gesicht geschaut und ich wandte, mit vor Ueberraschung offenem Mund, den Blick nicht mehr von ihm ab, denn jetzt, da er mit Sprechen begonnen hatte, hörte er nicht mehr auf, und wie gebannt lauschte ich seinen Worten. ‚Das war, als sie in der Ernte zu uns kam. Man war die ganze Zeit zusammen und sie war gar zu hübsch, ich musste es ihr sagen, sie aber hat nicht auf mich hören wollen, und das war es, was mich den Kopf verlieren liess, denn wenn eine Frau leicht will, dann ist es oft so, dass wir nicht mehr wollen, sagt sie aber nein, so wird die Leidenschaft noch stärker ... Und wie's so geht ... Da hab' ich ihr Gewalt angetan, ja, an einem Abend auf dem Heustock, sie hat schreien wollen, aber ich habe ihr die Hand auf den Mund gelegt und sie hat Angst bekommen, und an ihrer Angst hab' ich sie gefasst und sie hat nicht mehr gewagt, sich zu weigern. — Dann ist dieses Kind gekommen ... Höre nun gut auf mich, was soll ich machen? Und wenn es dann meine Frau erfährt? Und wenn dann das Kind kommt, und es alle Welt weiss? Jedenfalls wird es ein Geschwätz geben, und das will ich nicht. Und da hab' ich mir gedacht, dass sich alles wieder ordnen liesse. Ich habe neben dem Backofen ein Haus, ich würde es für dich wieder herrichten lassen, und dann geb' ich es dir, das heisst, ich würde es dir verpachten. Ja, ich würde es dir verpachten, aber es gehörte so gut wie dir, und wie neu, für euch zwei, für eueren Haushalt. Zudem würde ich dir für die ersten Auslagen tausend Franken geben, hörst du, tausend Franken in bar ... und dafür müsstest du nur sagen, dass das Kind von dir sei, und ihr würdet sogleich in die Kirche gehen; da du ihr doch nachläufst, wäre niemand darüber erstaunt, und so wäre alles in Ordnung ...' Und ich, nicht wahr, ich hätte mich in diesem Moment, ja schon eher, empören und ihm sagen müssen: ‚Da kommst du an die lätze Adresse, mit mir spricht man nicht so.' Aber der böse Geist hatte mich. Ja, der böse Geist war es, obwohl ich Emma lieb hatte, nicht aber die Liebe war es, die mir den Anstoss gab, einzuwilligen; obwohl ich sie liebte, war es die Gier nach Gewinn, weil ich, wie du weisst, arm war. Ich sagte mir: ‚Ich werde das Haus haben, ich werde Geld haben.' Und erst nachher kam sie. Und erst dann kam sie, und erst dann sagte ich mir: ‚Und auch sie werde ich haben.' Der böse Geist hatte von mir Besitz genommen, darum schenkte ich Simon Gehör, anstatt ihn zu fliehen. Wenn mich nicht der böse Geist gepackt hätte, sondern nur die Liebe, ich würde zu Emma gegangen sein und ich würde ihr gesagt haben: ‚Trotz allem, liebe ich dich sehr; dieses Kind, es soll mir sein, willst du? Und wir werden glücklich sein.' So ungefähr würde ich ihr wohl gesagt haben. Auf das Geld jedoch hätten wir verzichten müssen. Er aber hatte Geld, und Simon war immer noch da, und ich hatte mich nicht von der Stelle gerührt. Und schon zweimal hatte er mich gefragt: ‚Was sagst du dazu?' bis endlich die Antwort kam. Und diese Antwort hat gelautet: ‚Das wäre ja alles ganz schön, wenn man nur wüsste, ob Emma einwilligen wird.' Und er hat sogleich gesehen, dass für ihn die Sache so gut wie gewonnen war, darum änderte er seinen Ton; er hatte mir die Hand auf die Schulter gelegt: ‚Wegen Emma, kümmere dich nicht um sie, lass das meine Sache sein; wenn du nur willst, sollst du sie haben, denn du liebst sie ja. Und ich glaube, dass auch sie dich liebt. Du brauchst jetzt nur sogleich ja zu sagen.' Ich habe ihn jedoch noch um zwei oder drei Tage Bedenkzeit gebeten, aber schon in jenem Augenblick hatte ich entschieden; das war nur Verstellung, denn der böse Geist hatte mich ...»

Der andere, der am Bette sass, hatte sich nicht gerührt.

«Aber all das ist noch nicht das Schlimmste; sie hat viel geweint. Man hat geheiratet, das hätte man noch verzeihen können; der grosse Fehler aber ist nachher begangen worden, und ich habe ihn begangen. Es schien, als ob wir glücklich wären, ja, uns selber schien es so; sie war gut zu mir, und ich versuchte gut zu ihr zu sein; trotz meiner sündhaften Handlung liebte ich sie immer noch. — Es schien, als ob wir glücklich wären, und vielleicht glaubten wir selber daran, wir aber betrogen uns damit nur selber. Und der Mann betrügt sich selber leichter, als die Frau, und so sagte ich nichts. Aus Rücksicht zu mir, schwieg auch sie; so lange hat sie geschwiegen, als es ihr möglich war, aber nach und nach wurde sie traurig; ich fühlte es: hinter ihrer Stirne, da war etwas,

das sie mir verbarg. Schaute ich ihr ins Gesicht, senkte sie den Blick, oder wandte sich von mir ab, oder sie blieb stundenlang in der Ecke des Zimmers sitzen, ohne zu sprechen, nur manchmal seufzte sie, wenn sie mit den Zähnen den Faden abbiss, denn sie nähte nun Hemdchen für das, welches kommen würde. Da, an einem Abend in der Fastenzeit, als ich früher heimgekehrt war wie gewohnt und ich mich neben sie gesetzt hatte, ohne ein Wort zu reden, worüber sie zufrieden schien, schaute sie mir plötzlich ins Gesicht und sie sagte mir: ‚Hör' mir zu, Hans ...' Aber da bekam sie plötzlich Angst vor mir und sprach nicht weiter. Ich aber sagte zu ihr: ‚Was hast du, Emma?' Sie antwortete mir: ‚Nichts.' Und sie nähte wieder weiter. Aber da stieg es wie Zorn in mir auf, so dass ich mit der Faust auf den Tisch schlug. ‚Höre', sagte ich ihr, ‚du würdest besser tun zu schweigen, als mitten in deinem Gerede aufzuhören.' Nun brach sie in Tränen aus; und ich, der ich ja alles wusste, obwohl ich mir den Anschein gab, nichts zu wissen, wurde immer verdriesslicher: ‚Was hast du? Kannst du nicht sagen, was du hast?' Da mit einem Male sind die Worte ihr gekommen: ‚Oh, Hans, red nicht so, du tust mir zu weh. Ich habe schon so viel Kummer. Das Geheimnis brennt mich. Da würgt es mich (sie deutete auf ihren Hals) und möchte hinaus; und ich kann nicht glücklich sein, bevor es draussen ist. Das allein ist es, ich schwöre es dir ... Du musst mich alles sagen lassen und mir die Erlaubnis geben, dass ich mich vor den Leuten bekenne; weil ich dir aber versprochen habe, nichts zu sagen, musst du es sein, der mir die Erlaubnis gibt ...' Ich aber schrie sie an: ‚Du bist verrückt!' An Gott dachte ich nicht, nur an die Menschen, vor den Menschen hatte ich Angst. Nicht die geringste Gottesfurcht hatte ich, aber Furcht vor den Menschen, von ihnen sah ich mich schon verachtet. Darum schrie ich sie an, und schrie immer mehr: ‚Du bist verrückt!' Ich höre es jetzt noch. ‚Habe ich nicht auch versprechen müssen? ...' Von nun an hat sie nichts mehr gesagt. Ohne etwas zu sagen, fuhr sie fort zu weinen, und den ganzen Abend hat sie geweint. Ich aber verhärtete mich, und in meiner Furcht, es werde alles an den Tag kommen, wurde ich zu Stein, und mein Herz, trotz der Liebe, entfremdete sich ihr, denn ich hatte Furcht. Das alles geschah ungefähr einen Monat, bevor ich auf den Berg ging und bevor das Haus niederbrannte. Und während dieses Monats magerte sie zusehends ab und wurde immer blasser, der Kummer nagte in ihr, man sagte jedoch: ‚Das macht das Kind, das sie hat.' Mit mir zu sprechen wagte sie nicht mehr. Ihre Augen allein sprachen zu mir, und immer, wenn sie auf mich gerichtet waren, riefen und flehten sie mich an, ich aber wollte sie nicht sehen; ich liess mich durch sie nicht erweichen, verhärtete mich jeden Tag nur noch mehr, bis dass schliesslich jener Tag gekommen war, an dem ich ins Holz gehen musste, und das war das zweite und das letzte Mal in diesem Winter. Da, als ich bereit zum Gehen war und meine Axt, den Rucksack und meine Feldflasche genommen hatte, eilte sie auf mich zu, sie hat sich auf die Knie geworfen. Ich wollte sie zurückstossen, sie aber umklammerte mir die Beine mit ihren Armen. ‚Oh, Hans!' sagte sie, ‚geh' nicht so fort ... Hans! Hans! Hab' Erbarmen mit mir, wenn du mich lieb hast! Denk an unser Glück, ich bin zu unglücklich, und auch du bist nicht glücklich, wie ich sehe, trotzdem bleibst du verstockt; ich werde allein sein, ich wage nicht daran zu denken ...' Vielleicht hatte sie ein Vorgefühl; war der Schatten der Strafe schon über ihr? Nichtsdestoweniger verharrte ich eigensinnig. ‚Nein!' sagte ich ihr, ‚das ist nicht möglich!' Und sie begann wieder: ‚Hans, gib mir die Erlaubnis!' Plötzlich aber hatte ich sie gepackt, riss ihre Arme von meinem Körper los und stiess sie von mir, und, bevor sie nur eine einzige Bewegung hätte tun können, hatte ich schon die Türe geöffnet. Und ich entfernte mich mit grossen Schritten ... Denn die Stunde war gekommen, und alles war zum voraus bestimmt. Es war bestimmt gewesen, wegen meiner grossen Schuld, dass ich ihr fern sein würde, wenn die Stunde kommen wird, damit die Strafe für mich dadurch noch grösser würde, denn von da an habe ich in der Trauer und im Schmerz gelebt; auch in der Schande habe ich gelebt. — Nun aber fühle ich mich erleichtert und besser.»

Ohne Unterbruch hatte er gesprochen, selbst noch, als ihm zuweilen der Atem drohte auszugehen und seine Kräfte zu Ende waren; und als er fertig war, liess er seinen Kopf nach hinten sinken. Er war so blass, als ob er schon tot wäre.

Und der andere, der da sass, erhob sich von seinem Stuhl und fragte ihn:

«Du hast alles gesagt?»

Hans nickte. Der andere nahm das Wort wieder:

«Ich gehe den Herrn Prior holen.»

Hierauf verliess er das Zimmer. Aber, wie er die Tür öffnete, rief ihn Hans zurück:

«Diese Sache darf nicht unter uns verborgen bleiben. Geh', und mache sie im Dorf bekannt.»

Und auch der andere nickte.

Vier Tage darauf starb Hans. Seine Wunde hatte zu eitern angefangen und sich verschlimmert. Die ärztliche Kunst war machtlos. Sein ganzer Körper war wie verzehrt von einem mächtigen Feuer, die Zunge in seinem Munde war hart und schwarz wie ein Stein. Er hat nicht geklagt und liess sich gehen, ohne zu versuchen, den Fortgang seines Leidens aufzuhalten, er hatte sich ergeben.

Man dachte an die arme Frau; wohl musste sie nicht so arg büssen wie er, jedoch grausam genug, und büssen musste sie wegen ihm. Aber ein Geheimnis liegt in diesen Dingen. Wir urteilen nur über das Aeussere dieser Dinge, das Tiefste in ihnen bleibt uns verborgen. Es ist zu begreifen, darüber soll man nicht grübeln. Nur das muss man begreifen, dass eine höhere Hand über uns ist und ein höheres Auge, dem nichts entgehen kann.

Eleonora Duse

Eleonora Duse, die grosse Schauspielerin, 1859 geboren, würde nun ihr 92. Lebensjahr vollenden, wenn sie nicht 1914 für immer die Augen geschlossen hätte. Doch wenn sie noch unter den Lebenden weilte, könnte sie kaum eine grössere Wirksamkeit ausüben als die Erinnerung an sie es tut. Obwohl dahingegangen, lebt Eleonora Duse. Sie lebt vor allem als Schauspielerin, aber sie lebt auch als Mensch.

Gross wurde sie in ihrer Kunst durch die Echtheit in der Darstellung. Es genügte ihr nicht, eine Rolle nachzuahmen, sie versenkte sich mit ihrem ganzen persönlichen Sein in die darzustellende Gestalt, bis sie fühlte, litt und sich freute wie diese, gerade als ob sie selbst die Betreffende gewesen wäre. Damit brachte sie etwas Neues in die Schauspielkunst, ja dadurch machte sie diese zu einer wirklichen Kunst. Die Pose musste der echten und natürlichen Lebensäusserung weichen. Die Wirkung auf die Zuschauer war überraschend, gewaltig, was ihren Ruhm herbeiführte.

Von der Schauspielkunst als Darstellung echter Lebensäusserung spricht Eleonora Duse in folgenden Worten (aus: Ofelia Mazzoni, «Eine Schauspielerin, der Lebensabend der Eleonora Duse». Verbano-Verlag, Locarno, 1937. Seite 18/19):

«Aber die Zuhörer, die wohl manchmal auch an schwerem Wein sich berauschen, wenn's einem gelingt, ihn beizumischen, fühlten mein Geschenk echter Tränen, vergalten es, gerührt im eigenen verborgensten Gefühl und machten mir von jenem Abend an das Erreichen des Gipfels höchster Kunst weniger dunkel, weniger herb . . .»

Seite 20: «So sehr lebte ich mich in sie ein, dass ich tatsächlich mein Gesicht sich umwandeln fühlte, den Ausdruck jener annehmend: jener, die sich aus den Dichterworten in meinem Fühlen liebend wiederspiegelte . . .»

Da Eleonora Duse sich mit allen ihren Kräften der Kunstdarstellung hingab, wusste sie, dass ein Nachlassen der Nervenspannung ein Herabsinken zu blossem Komödiantentum bedeuten würde. Die wahre Kunst war ihr zu heilig, als dass sie mit halben Kräften hätte weiterarbeiten können.

Und das macht ihre menschliche Grösse aus, dass sie, so echt wie sie spielte, auch lebte. Kompromisse gab es nicht, nichts durfte halb getan werden, was Kampf mit sich selbst und mit den andern bedeutet und Opfer, viel Opfer verlangte.

Das grösste Opfer bestand für Eleonora Duse in der Preisgabe der geliebten Tätigkeit, als die Kräfte abnahmen. Dadurch, dass sie sich selbst bezwang, machte sie sich nicht nur als Schauspielerin, sondern auch als Mensch unsterblich. Von ihrem Kampf, Leiden und Sieg berichtet sie in folgenden Worten Seite 25:

«Fürchterlicher, schrecklicher noch als der Hunger ist wahrhaftig nur das Entziehen einer geliebten Tätigkeit. Und die Schauspielerin ist dazu gezwungen, wenn sie ihre Leistungen mit wirklicher Hingabe liebt . . .»

Seite 15: «Eine wirkliche Tugend: freien Willens aufhören, eine Schauspielerin zu sein, das heisst, ein genossenes Glück opfern! — Aufgeben, damit erreichte Kunst nicht wieder zum Handwerk sinke! Aufgeben: fort von der Bühne auf die Strasse; müde und allein einen neuen Weg beginnen, ungeschmückt, inmitten des Realismus der schwärzesten Wirklichkeit: dem Tode.»

In Anbetracht der Tatsache, dass wir alle lernen müssen, vor dem Tode zu sterben, in ganz besonderer Weise die Mütter unter uns, ist es tröstlich, um Eleonora Dusens Kampf zu wissen. Wir sind nicht allein. Sie ist tapfer, uns andern zum Vorbild, den schweren Weg gegangen. Dr. E. Brn.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.